

VERENA
ROSSBACHER

ICH WAR DIENER
IM HAUSE
HOBBS

Roman

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © akq-images

Foto der Autorin: © Joachim Gern

Gesetzt aus der Adobe Caslon

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-04826-1

PROLOG

Es war ein schlampiger Tag. Dies ist eine einfache Geschichte.

Ich fand ihn drüben im Gartenhaus.

Mein Bett, das Schreibpult und die von mir so geliebte Chaiselongue, die hübsche blassblaue Perserbrücke, alles war voller Blut – ich vermute, Sie kennen die Details, die Zeitungen waren damals voll davon. Dieser grauenhafte Tod, aber schon in den Wochen davor der Skandal, als die ganzen Umtriebe ans Licht kamen, vor allem jedoch die vormalige Präsenz der Hobbs im Zürcher Stadtleben, die Matineen, der illustre Bekanntenkreis und die legendären Dinner, ja überhaupt die Tatsache, dass ein solches Drama sich in den besten Kreisen der Gesellschaft zutrug, machten das Ganze natürlich umso brisanter.

Es gab ein Wort, das häufig fiel in dieser Zeit – und damit meine ich die Wochen vor dem grausigen Ende, dem letzten Showdown, der alles Geraune verstummen ließ, als das Entsetzen sich über die Freuden des banalen Klatsches legte. Ich meine die Tage, in denen immer weitere Details

an die Öffentlichkeit kamen und das Bild der Familie sich in der allgemeinen Wahrnehmung derart drastisch veränderte, als hätte ein erstaunlicher Schachzug die gesamte Spieldynamik verschoben, ja, umgedreht. Und dabei ging es eigentlich gar nicht um die Hobbs an sich, es ging ums Prinzip. Sie waren einfach zufällig unter den Ersten, die es erwischte.

Ein Wort, ich las es in diversen Postillen, fachsimpelnde Diskussionspartner benickten es zur besten Sendezeit an runden Tischen, die aufgeregten Nachbarn teilten es in der Quartierbäckerei beim morgendlichen Croissantkauf, neben den Körben voller Knospentrot und Baguette und zwischen den gut gefüllten Regalen bei *Feinkost Panucci*, und verstummten geflissentlich, wenn ich die Geschäftsräume betrat. Es war das, was man am allerliebsten nur getuschelt von sich gab, geheimnisvoll und genießerisch zugleich und ganz so, als hätte man es immer schon geahnt: Je höher der Aufstieg, desto tiefer der Fall.

Es ist eine simple Weisheit, eine nachträgliche Besserwisserie und im Grunde völliger Unsinn. Denn was soll das heißen? Ich meine, wo wären wir, fänden sich nicht immer wieder Einzelne unserer Art bereit, luftige Höhen zu erklimmen und die Risiken auf sich zu nehmen, grandios daran zu scheitern, zu stürzen und sich womöglich erheblich zu verletzen? Und doch war natürlich etwas Wahres dran, zumal die Hobbs sich nun nicht gerade brüsten konnten, Opfer für die Menschheit gebracht zu haben. Es war ein Aufstieg aus rein selbstsüchtigen Motiven, es war eine nahezu perfekte Optimierung der eigenen Behaglichkeit. Es war ein hoher Aufstieg. Oder vielleicht –

jetzt, wo ich dies niederschreibe, kommt mir ganz plötzlich das Bild wieder vor Augen, wie ich sie des Nachts einmal antraf – vielleicht beschreibt es etwas anderes ungleich genauer.

Antraf ist übrigens zu viel gesagt: Ich traf sie, aber sie trafen mich nicht, ich meine damit, sie sahen mich nicht, nahmen gar nicht wahr, wie ich sie von der Diele aus durch den Türspalt beobachtete in dem halbdunklen Wohnzimmer, nur erleuchtet vom gut gefütterten und gemächlich kauenden Feuer im Kamin. Sie wähten mich sicherlich schon längst drüben im Pavillon, sie wähten mich ebenso tief schlafend wie die Kinder oben in ihren Betten, sie wähten sich allein. Auf dem breiten Fenstersims standen eine geleerte Flasche *Dom Pérignon* nebst zweier hauchzarter Champagnerflöten.

Meines Wissens waren sie – ich spreche von den Champagnerflöten – das letzte Mal ein paar Monate vor dem erwähnten Abend zur Verwendung gekommen, als Frau Hobbs erfahren hatte, dass sie wieder schwanger war. Sie musste an besagtem Morgen bei ihrem Arzt gewesen sein – sie hielt es sicher für ordinär und ihrem Status unangemessen, unter den interessierten Augen der übrigen Kunden in der Apotheke einen Teststreifen zu erwerben und die freudige Nachricht mit voll gepinkelten Fingern zu erfahren.

Ich jedenfalls brauchte keinen Arzt. Ich hatte schon längst geahnt, was Sache war. Ich bin ein genauer Beobachter, und damals hatte ich zwangsläufig meine aufräuhenden und sortierenden Finger ständig in den intimsten

Schubladen, den verborgensten Arealen, ich registrierte die leichtesten Verschiebungen.

Ich muss selbst stutzen, wenn ich dies so niederschreibe, »genauer Beobachter«, und »ich registrierte die leichtesten Verschiebungen«, denn genau das ist mein Problem in dieser Geschichte: Ich habe nicht genau beobachtet. Und ich habe die Verschiebungen nicht wahrgenommen, weder die leichten noch die schwerwiegenden. Ich habe, alles in allem, meinem Beruf keine Ehre gemacht.

Damals allerdings, zumindest in Bezug auf den Schwangerschaftsstatus Frau Hobbs', hatte mein Radar einwandfrei funktioniert, ich hatte tatsächlich schon längst geahnt, was Sache war.

Zwei Tafeln feine Schokolade im Schrank, die über Wochen hinweg keinen interessierten, plötzlich waren sie aufgegessen; eine über Jahre geführte Temperaturtabelle, ein stets enttäuschendes Auf und Nieder der Kurven, auf einmal blieben sie konstant – es reichten diese winzigen Details, um mich aufhorchen zu lassen. Anscheinend hatten sie spätabends, als ich mich schon zurückgezogen hatte, diese lang ersehnte Neuigkeit zusammen gefeiert. Ich hob am Morgen das Tablett mit diesen filigranen Gläsern vom dicken Teppich auf, fegte die herumliegenden Krümel der mürben Käsestangen zusammen und versuchte, einen aufglimmenden Gedanken zu unterbinden. Nein, das trifft es nicht ganz. Ich war sicher alles andere als ein glänzender Mathematiker – wie Herr André viele Jahre zuvor einmal so apodiktisch festgestellt hatte –, aber ich konnte eins und eins zusammenzählen. Ich wusch die Gläser ab, polierte sie, ich stellte sie in den Schrank. Ich

ging nach oben, studierte die Temperaturtabelle, dann konsultierte ich die beiden Terminkalender. Ich fühlte mich unbehaglich.

Später wählte ich seine Nummer und legte auf, bevor er abheben konnte. Was hätte ich auch sagen sollen.

Nun, ein paar Monate später, war der gewölbte Bauch schon gut zu sehen, es war tiefe Nacht, und ich war vom Pavillon noch einmal herübergekommen, ich hatte vergessen, die Haferflocken einzuweichen – Frau Hobbs aß, seit sie schwanger war, täglich eine Schale Porridge, aus Verdauungsgründen. Ich stand also in der dunklen Diele, lehnte neben dem zierlichen Sekretär an der Wand und roch den fetten und irgendwie spöttischen Rosenduft der getrockneten Blüten in der Silberschale. Ich betrachtete das belebte romantische Diorama vor mir. Herr Hobbs hatte sein Jackett abgelegt, weich und wie eine fläzende, grau gemusterte Katze lungerte es auf dem großen Sessel im Erker, die Krawatte hing locker und dabei erstaunlich souverän über der Schulter auf dem gestreiften Hemd, und die Schuhe, scheinbar nachlässig von den Füßen gestreift, lagen tändelnd neben Frau Hobbs' glitzernden, eleganten Stiletos vor dem Sofa, und in Strümpfen tanzten sie versunken zur Musik von Manitas de Plata.

Vielleicht war es eher so. *Je höher der Aufstieg, desto tiefer der Fall* – nein, das ist das falsche Bild. Sie haben hoch, hoch oben getanzt. Sie stiegen nicht hinauf und fielen dann runter, die Hobbs waren bei Gott keine Wanderfreunde, sie tanzten, und plötzlich machte jemand die Musik aus, auf einmal nahm der große Manitas die Finger aus den

Saiten, und es war still, von einem Moment auf den anderen. Es gab diese paar peinlichen Sekunden, in denen sie weitertanzten, jetzt bei greller Aufräumbeleuchtung und ohne narkotisches Plimplam, dann schauten sie auf und die Welt schaute zu.

Aber zurück zu besagtem Abend, ich verborgen in der Diele, sie beide mit Manitas im Salon, noch spielte die Musik, noch raunte der Südfranzose seine heiseren Betörungen, noch war das Glück an ihrer Seite und die Zeit mit ihnen befreundet.

Bernadette Hobbs, das hinterfotzige Flammenspiel aus dem Kamin verfiel sich wichtigtuerisch und kindisch zugleich in ihren kirschholzfarbenen Haaren, lehnte, geschmiegt und geschmiert, als wäre alles an ihr wachweich wie ein perfekt gekochtes Ei und er ihr Toast, das Gesicht mit den geschlossenen Augen an seiner Brust. Herr Hobbs – es war mir selten so deutlich bewusst gewesen wie in ebendiesem Moment, als sich ein kleines, unscheinbares Fenster aufzutun schien zu den verborgenen Kammern und ungeahnten Gelassen seines Wesens – war so unverschämt maskulin mit diesen typischen Attributen von Macht, Geilheit und Erfolg, die mich zu verhöhnen schienen, gerade in ihrer hier gezeigten Nachlässigkeit, allein das Hemd, das hinten ein wenig aus dem Hosenbund lugte, schien ein einziger guter Witz zu sein. Ein Witz über mein, sogar noch zu später Nachtstunde, sorgsam gepelltes Erscheinungsbild. Seine Haare schimmerten wie feuchter Rost, wie eisenhaltige Steine, die abendrot aufglommen, wenn es regnete, sein Kopf lag wohligh gebettet auf den Locken seiner Frau und die breiten Hände mit

der Selbstverständlichkeit eines Kolonialherren auf ihrem weichen Hintern.

Es dauerte eine gute Zeit, bis ich mich lösen konnte von diesem intimen Moment, es war, als nähmen der trügerisch wonnige Rosenduft und das heimlich Geschaute mir jede Kraft, mich zu entfernen. Ein Augenblick, der, einer zarten Blase gleich, zu schweben schien, durch die Dunkelheit und durch die Jahre, die vergangenen und die kommenden.

Ich heiße eigentlich Christian Kauffmann – hier in Feldkirch natürlich Krischi, es gibt keinen Eigennamen, den der Vorarlberger nicht kleinkriegt. Abgesehen davon ist es ein Name wie jeder andere auch, Christian heißt man praktisch überall auf der Welt, und ich trage einen Nachnamen, der in der Gegend, aus der ich stamme, durchaus geläufig und nichts Bemerkenswertes ist.

Ich war übrigens nicht der Meinung, meine Herkunft, mein Name, meine Familie und die regionalen Besonderheiten meiner Heimat seien grundsätzlich von Belang. Ganz im Gegenteil war ich, meinen Ursprüngen irgendwann entwachsen, sehr bestrebt, sie nach Möglichkeiten nicht mehr zu erwähnen, ja, ich war sogar ganz froh darüber, bei den Hobbs meinen Vornamen ablegen zu können und damit gewissermaßen ein anderer zu sein, vielleicht sogar niemand. Grund dafür waren keineswegs prekäre oder dramatische Umstände, irgendwas Dubioses oder Mysteriöses in meiner Biografie, ganz im Gegenteil, es war nichts Spektakuläres darin, es herrschte eher, so könnte man das nennen, eine wohlwollende Monotonie. Nichts an meiner

Vergangenheit taugte als erfüllender Gesprächsstoff. Vielleicht war es aber genau diese naive Ignoranz, die blöde Hoffnung, man könne unbelastet und unbeschrieben neu beginnen, ja, überhaupt diese schöne Idee: neu zu beginnen, die dafür sorgten, dass die Dinge so kamen, wie sie nun einmal kamen.

Ich bin, der gesellschaftlichen Auffassung von meinem Beruf zufolge, noch relativ jung. Typisch mag es vielleicht nicht sein, in meiner Ausbildung zum Butler gab es aber durchaus einige in meinem Alter. Wie kommt es nur, dass ich mich so viel älter fühle? Nun, da ich wieder hier in Feldkirch bin und dies niederschreibe, stelle ich mir gerne vor, mein Leben wäre bis zu meinem Weggang eine stringente Geschichte gewesen, ein klares, handliches Buch mit einem chronologisch einleuchtenden Verlauf. Keine doppelten Böden, keine ironischen Spielereien: Ein Mann wird geboren, lebt seinen kleinen Alltag, und irgendwann geht er wieder. Bücher dieser Art sind immer latent psychophob, es ist der rührende Wunsch, die Dinge würden, so man sie nur klar und ehrenhaft ausdrückte, tatsächlich verständlicher, es ist der Wunsch nach einer eindeutigen Welt, nach schwarz und weiß, ja oder nein – es war immer mein Wunsch. Ich wollte diese Eindeutigkeit nie durch Anmerkungen verunstalten, ich wollte nicht meine Erinnerungen revidieren, ich wollte nicht etwas bereits Gesetztes infrage stellen und neu definieren, ich wollte nicht durchstreichen und gedrängt in die halbe Zeile darüber kritzeln. Und bis heute hadere ich damit und bin mir nicht sicher: Waren es die Umstände oder lag es an meinem mangelnden Scharfsinn? Hätte ein

anderer – genau genommen John – weitaus früher etwas verstanden, hätte er die richtigen Fragen gestellt oder die rechten Schlüsse gezogen? Oder, muss ich es so formulieren: Hätte er sich einfach besser erinnert? Ich vermute es. Wissen kann ich es nicht, ich habe John nie danach gefragt.

Aber vielleicht täusche ich mich auch, vielleicht überschätze ich ihn. Das macht es nicht besser. Es macht nur, dass ich für diesen Bericht in die Kapitel einer Vergangenheit blicke, die ich für abgeschlossen hielt und nun genötigt bin, sie neu zu deuten, sie Punkt für Punkt durchzugehen. Und sogar das wäre müßig, ginge es nicht um die Frage nach der Schuld. Und das ist interessant, denn wo beginnt Schuld? Ist Schuld ein Zustand oder besser, ein Sachverhalt, der bewusstes böses Handeln voraussetzt? Sind das philosophische Fragen? Wahrscheinlich, jedenfalls kann ich sie nicht beantworten. Kann schuldig sein, wer die Konsequenzen seines Handelns nicht absehen konnte? Vielleicht nicht. Werfe ich einen Blick in die Tiefe der Jahre, erkenne ich: Verkettungen, ein Durcheinander von Fakten und Motiven, und vielleicht wäre es richtiger zu sagen, die Schuld verteilt sich auf viele Schultern. Mir gefällt dieser Gedanke, im Grunde genommen wäre die Schuldfrage damit hinfällig. Wenn alle schuldig sind, ist eigentlich auch niemand schuldig. Gösch sagte dazu knapp, er halte das für Schönrednerei, Schuld, so seine Überzeugung, sei immer höchstpersönlich.

Gösch, ich wusste in dem Moment, als er es sagte, *immer höchstpersönlich*, ich wusste, dass er es sagte, um meine Reaktion zu sehen, um zu sehen, ob ich mich tat-

sächlich gemeint fühlte, ob ich, ich *höchstpersönlich*, mich schuldig fühlte.

Ich weiß es nicht. Vermutlich kann man nur zusammentragen und sehen, welches Bild sich ergibt.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Nennung meines Berufs immer wieder auf ein gewissermaßen natürliches voyeuristisches Interesse stößt, kaum jemand, der sich dem entziehen kann. Kommt das Gespräch auf meine Ausbildung in den Niederlanden, gesellt sich fast automatisch diese diffuse Sehnsucht nach einer Art Internatsleben dazu, die mit seriellen Wiederholungstätern wie *Hanni und Nanni* oder *Schloss Schreckenstein* kultiviert wurde und die mit *Harry Potter* ganz ungeahnt neuen Aufwind bekommen hat. Die Vorstellung, für zwei Monate in einem riesigen Schloss (das Valkenberger Schloss, ursprünglich als Kloster angelegt, ist sicher eines der beeindruckendsten Gebäude dieser Art im Süden Hollands und mit seinen hundertfünfunddreißig Zimmern und dem weitläufigen Grund gewiss kein schlechter Ort, um auf die künftige Arbeit in den luxuriösen Häusern vorbereitet zu werden), sprich, in allernobelster und höchst traditioneller Umgebung zusammen mit zwanzig Leuten aus der ganzen Welt den Beruf des Butlers zu lernen, jeden Tag vierzehn bis sechzehn Stunden zu arbeiten und dabei immer wohlgekleidet im Frack und Hemd zu sein, erweitert die Hogwartsszenerie um das Quäntchen *Downton Abbey*, das wir alle so dringlich vermissen.

Ich schloss die Schule erfolgreich mit meiner Graduierung zum anerkannten Diener ab.

Nach meiner Ausbildung ging ich gemeinsam mit Robert van der Velden durch die Akten der Familien mit vakanten Stellen. Ich blätterte durch die Angebote, es reizte mich, ins Ausland zu gehen, nach Kapstadt oder zu einer Familie auf Malta, ich stellte es mir äußerst anregend vor, bei einem Minister in Paris zu arbeiten oder bei Geschäftsleuten in London, andererseits war mir auch mulmig bei dem Gedanken, gleich beim ersten Job »in die Welt« hinauszugehen, zumal mein Englisch nicht gerade das von Shakespeare war. Ich sah die Fotos durch, große Familien und kleine und Paare und einzelne Damen oder Herren, sie posierten vor Palmen oder im Fotostudio oder lachten auf gut ausgeleuchteten Schnappschüssen.

Schlussendlich war es gar nicht van der Veldens Datee, die mich zu den Hobbs brachte, nein, kurios genug, es geschah über die Vermittlung Rosl Fraxners.

Ich war nach der Matura durch Zufall dazu gekommen, für ein knappes Jahr für einen gewissen Dr. Thaler zu arbeiten. Rosl Fraxner hatte natürlich mitgekriegt, dass ich nach meinem Engagement oben in seiner Villa am Margarethenkapf die Sache in den Niederlanden auf der Dienerschule sozusagen professionalisiert hatte, und als ich wieder zurück war, stöberte sie mich bei meinem samstäglichen Kaffee im *Element* auf, machte ihr unvermeidliches Foto und setzte sich ungefragt an meinen Tisch.

Ich ließ die *Financial Times* sinken. »Hier ist besetzt.«

»Ja ja ich weiß, ich bin eh gleich wieder weg, ich habe nur gehört, dass du eine Anstellung suchst.«

»Gehört? Von wem?«

Sie wackelte unverbindlich mit der Hand und kramte in ihrem Rucksack.

Wir haben Rucksäcke, fernab vom wandertechnischen Kontext, immer verachtet. »Ein Rucksack«, sagte Gösch einmal sehr richtig, »verhöhnt jede Silhouette. Einen Dicken aber gibt er der Lächerlichkeit preis, da er den vorhandenen, ausladenden Rundungen eine weitere, künstlich erzeugte hinzufügt und dadurch unweigerlich die gesamte Dicklichkeit gnadenlos ins Rampenlicht stellt.« Speziell Rosl Fraxners Exemplar – aus Leder mit Webintarsien im Aztekenlook – brachte mich auf die Palme. Eine Rosl Fraxner, das war meine ganz private Meinung, katapultierte ein Rucksack mitsamt ihren ausladenden Rundungen endgültig ins Reich der Albträume.

Missbilligend schaute ich zu, wie sie diverse Utensilien zutage förderte und auf meinem Tischchen aufreichte, einen bunten Schal, eine Reisepackung *Hakle feucht*, zwei Tafeln *Milka*-Schokolade, eine abgenudelte Kosmetiktasche, ein verkrümeltes, samtummanteltes Haargummi und allerlei Zubehör für ihre Kamera. Sie zerrte schließlich einen großen Umschlag hervor und reichte ihn über den Tisch, dann bestellte sie sich einen Kaffee.

»Das passt jetzt gerade ganz schlecht. Ich bin verabredet.«

»Wie nett, endlich wieder ein bisschen *amore* in deinem Leben, wie heißt sie denn?«

»Ich bin mit Olli verabredet.«

»Ach. Na ja, bis der Obergauer da ist, bin ich schon längst davongehüpft.«

Gehüpft ist gut, dachte ich, während ich die Zeitung weglegte und unwillig, jedoch zugegebenermaßen auch etwas neugierig, die Papiere aus dem Umschlag holte. Es waren zwei Seiten getippter Text auf dickem Papier nebst einem geschmackvollen Familienporträt.

Auf dem Bild saß die Familie an einem zur Kaffeejause gedeckten Tisch in einem spätherbstlichen Garten, die Sonne fiel schräg und wohlwollend durch die tiefgelben Blätter einer Linde und tauchte die Protagonisten in ein wunderbar warmes Licht. Es war, wie ich später erkennen würde, ein Foto aus ihrer *Season's-Greetings*-Reihe – eines der wenigen in Farbe. Eigentümlich und nicht vereinbar mit meinen Vorstellungen einer handelsüblichen Familie fand ich die Anwesenheit gleich zweier Männer. Es gab auf dem Bild eine Frau (klarer Fall: die Mutter), einen kleinen Jungen – der Sohn, was sonst –, und dazu diese Zwillingbrüder im väterlichen Alter (wer hier welche Funktion einnahm, war mir zunächst unklar), allerdings deutlich älter als die Frau, diese vier jedenfalls schienen den Hobbs'schen Haushalt zu bilden. Aus den leichtfüßigen Zeilen des saisonalen Grußes entnahm ich, dass der eine von beiden, der Vater, erfolgreicher Anwalt war und sein Bruder, weniger erfolgreich, wie durchaus neckisch suggeriert wurde, Maler. Ich betrachtete noch einmal das Bild, und mit diesen beiden Berufsoptionen ließ sich die Rollenverteilung problemlos klären, der eine Zwilling steckte souverän und gelassen in tadellos sitzendem Anzug italienischen Schnitts, der andere trug einen

irgendwie zerknüllt wirkenden Dreiteiler, Marke Jahrhundertwende, den Olli, Isi, Gösch und ich ihm früher sofort abgekauft hätten. So jemand die Karikatur eines Malers entwerfen wollte, er würde zu diesen Klamotten greifen. Sie gefielen mir beide sofort, nein, es war nicht nur, dass sie mir gefielen, sie wirkten seltsam vertraut, als hätte ich sie schon mal irgendwo gesehen und wir wären gut klargekommen, vielleicht war es einfach ihr intelligenter, leicht amüsiert wirkender Blick, der einem das Gefühl gab, man teile zusammen die Erfahrung irgendeiner Schlüpfrigkeit und würde einvernehmlich darüber schweigen.

Auch Frau Hobbs wirkte äußerst sympathisch – definitiv gut aussehend –, sie strahlte diese Mischung aus Herzlichkeit und Kompetenz aus, die ich immer schon angehimelt hatte. Der kleine Junge sah aus wie ein kleiner Junge eben aussieht, womöglich ein bisschen verzärtelt und am ganzen Körper hamsterbackig, in seinem Polopullover und den gebügelten Hosen glich er aufs Haar diesen schnöseligen Jungs aus der Patek-Philippe-Werbung, in der Uhren schon für die nächste Generation gekauft werden. Er tat mir leid, aber in Grenzen, ich habe kein besonderes Faible für Kinder.

Rosl Fraxner hatte schon wieder eines ihrer unleidigen Fotos gemacht – Krischi Kauffmann in Betrachtung wichtiger Unterlagen –, und ich legte das Bild zu dem Schreiben und schob ihr den Packen hinüber.

Sie trank einen Schluck Kaffee und verräumte ihren ganzen Plunder mit Ausnahme des Kosmetikbeutels wieder im Rucksack, die Hobbs'sche Akte ließ sie liegen.

»Eine bezaubernde Familie«, sagte sie, während sie sich mit energischen Strichen die Lippen anmalte, »stinkreich, und du bist genau das, was sie suchen.«

»Und was haben Sie mit denen zu tun?«

»Aber wo«, sie warf den Lippenstift zurück in den Beutel und betrachtete sich in einem kleinen Handspiegel, »aber gar nichts habe ich mit denen zu tun, ich kenne die überhaupt nicht, ich hörte nur über meine Künstlerfreunde in Zürich davon und dachte natürlich sofort an dich.«

»Was für Freunde?« Sicher, ich wollte wissen, wieso sie mit diesen Unterlagen zu mir kam, gerade zu mir, gerade sie! Aber ich ließ mir auch keine Gelegenheit entgehen, sie ein bisschen zu ärgern, es war einfach so, dass ich Rosl Fraxner liebend gern in Gespräche verwickelte, in denen sie mir zunehmend auf den Keks ging.

Sie klappte den Spiegel zusammen und fuhr sich wichtig durch die Haare, »Meine lieben Freunde, andere Künstler, ich sag immer ›Kirchenkünstler‹, aber nicht, weil die religiös sind oder so, das ist eine autonome Organisation ortsansässiger Künstler, die in einer ehemaligen Kirche in Zürich ihre Werke ausstellen. Seit Jahr und Tag hoff ich, sie laden mich einmal ein.«

»Sie sind doch nicht ortsansässig«, sagte ich, geschweige denn Künstlerin, dachte ich, wieso in aller Welt sollten die sie einladen?

»Aber was, ortsansässig ist ja ein dehnbarer Begriff, oder, das sind ja ganz fließende Grenzen, gerade in der Kunst. Jedenfalls sind mir diese Hobbs wärmstens empfohlen worden, ganz warm, eine total nette Familie und sehr für die Kunst. Genau das Richtige für dich.«

»Weil ich so für die Kunst bin, oder was.«

»Genau!«, rief sie in dieser entsetzlich lauten und dionysischen Art, die mich, nebst allem anderen, schon immer weite Kreise um sie hatte ziehen lassen. »Ihr seid doch so für die Kunst! Nur meine Bilder, die kommt ihr euch nie anschauen, dabei gibts da so viel zu entdecken, ich kenn euch doch, seit ihr kleine Putzerln warts. Komm doch einmal vorbei und schau dir die alten Bilder an!«

Mich schauderte, das Letzte, was ich sehen wollte, waren die Fraxnerfotos von mir als kleinem Putzerl.

»Ich überlegs mir«, murmelte ich.

»Das ist supertoll«, sie schob die Hobbs-Akte resolut wieder über den Tisch, »und das hier ist ein *pöörfeckt Mätsch*, wie man so sagt, für so was hab ich einen Riecher, das ist meine Künstlernase, die mir sagt, wenn welche zusammenpassen. Du musst nach Zürich, zu den Hobbs!«

Wenn sie es schafft, dachte ich in diesem Fatalismus, der meine Gespräche mit Rosl Fraxner immer schon ausgezeichnet hatte, wenn sie es schafft, ohne die abermalige Erwähnung des Wortes »Künstler« hier Leine zu ziehen, gehe ich zu den Hobbs. Es waren diese Art kleiner, geheimer Wetten, die meine Begegnungen mit ihr versüßten, und sie tappte erfahrungsgemäß zielsicher in jede Falle.

»Ich als –«, sagte sie – *Künstlerin*, vervollständigte ich siegesgewiss ihren Satz, *ich als Künstlerin*, aber da stand mein Freund Olli vor uns, sie hob instinktiv die Kamera, aber er war schneller und machte ein Foto von ihr.

»Frau Fraxner, wie laufen die Geschäfte, alles fest im

Blick? Wieder ein paar wichtige Bilder geschossen in letzter Zeit?»

»Ja freilich, ich bin halt immer auf Achse, die Welt steht ja nicht still, gell?» Geschäftig trank sie ihren Kaffee aus, warf die Schminksachen in ihren Aztekensack und wuchtete ihn auf den Rücken, sie knipste, nun wieder ganz die routinierte Szenefotografin, ihr Abschlussbild von uns und wuselte, ohne Olli eines weiteren Blickes zu würdigen, aus dem Café.

»Du hast sie wieder mit den eigenen Waffen geschlagen«, sagte ich, während ich die Hobbs-Akte in meiner Tasche verschwinden ließ. Ich war verblüfft über den Ausgang meiner kleinen Wette – immerhin hatte ich noch nie eine verloren –, doch es fühlte sich wider Erwarten angenehm an: Das Schicksal hatte entschieden.

»Absolut«, er hängte sich seinen Fotoapparat um den Hals und ließ sich auf den Fraxnerstuhl fallen. Er orderte ein Stück Kuchen und Kaffee. »Ich erwäge ernsthaft die Planung von Band drei von *Rosigruseln*, vielleicht diesmal für den internationalen Markt.«

»Ich hab eine Stellung«, sagte ich.

»Oha«, sagte er, er machte ein Foto, »ein wichtiger Moment.«

Ich ging also nach Zürich. Es war Zürich, und damit nicht gleich Tokio oder Sydney, es war weit genug entfernt von meiner Heimat und dennoch problemlos in Kürze zu erreichen, die Familie sprach sowohl Englisch als auch Deutsch, was es mir ermöglichte, meine Englischkenntnisse zu verfeinern, und ich konnte mich in

meinen neuen Beruf stürzen, ohne mit den Fallstricken einer völlig neuen Kultur kämpfen zu müssen. Natürlich ging ich davon aus, nach den empfohlenen zwei bis drei Jahren die nächste Etappe zu nehmen, ich hatte nicht vor, zu verweilen, ich wollte die Hobbs, ich wollte Zürich nutzen als mein Sprungbrett in die Welt, in andere Haushalte, in neue Herausforderungen.

Dass ich zehn Jahre bleiben würde, hätte ich niemals für möglich gehalten. Aber es holte mich das ein, was immer schon als Anlage in mir vorhanden war und vielleicht nur durch die Regsamkeit meiner Freunde kaschiert wurde: meine nicht unerhebliche Bequemlichkeit und mein völliger Mangel an Ehrgeiz.

2 Mein erstes Treffen mit Frau Hobbs fand im *Café Sprüngli* in der Bahnhofstraße statt, sie hatte reserviert.

Es war November, die Wolken rasten wie närrisch über den Himmel, oder die Erde drehte sich schneller als sonst. Es regnete, und ich legte meinen feuchten Mantel an der Garderobe ab. Ich fragte an der Theke nach ihr, sie stand auf, als ich an ihren Tisch trat.

»Sie müssen Christian sein.«

Sie hatte den kräftigen Händedruck der Bäcker und Milchbauern – ich habe es noch nie leiden können, Hände zu schütteln, die sich »wie tote Hamster anfühlten« (so Isi), Frau Hobbs quetschte mir mit entspanntem Gesicht die Hand, als hätte sie die gewaltige Kraft, die in ihr tobte, ein-

fach nicht im Griff. Sie sah wirklich gut aus – gute Haut, gute Haare, gute Figur, nein, sie sah nicht nur gut aus, sie war eine schöne Frau. Sie war der Typ »Frau mit Locken«. Aber es war nicht ich, der die treffendste Beschreibung von ihr lieferte, es war, Jahre nach unserem Kennenlernen im *Sprüngli*, Gösch – natürlich Gösch. Dieser Abend auf der Terrasse bestätigte mir, was ich schon bei ihrem ersten Zusammentreffen befürchtet hatte: Er hatte sie sofort auf dem Schirm. Ich werde auf beides noch zu sprechen kommen, auf ihr Zusammentreffen in Feldkirch und auf den Abend auf der Terrasse in Zürich, doch an dieser Stelle ist es nur seine Beschreibung von Frau Hobbs, die ich erwähnen möchte.

»Irres Haar«, sagte er in diesem fachmännischen, taxierenden Tonfall, »eine Knallerhaut, ein fester Körper und dieses wundervolle Lachen der Großzahnigen – umwerfend. Das Erste aber«, fuhr er fort, als ich nichts dazu sagte, »das Erste, was mir an ihr auffiel, waren die langen, gut bemuskelten Waden, eine Seltenheit, wenn man mich fragt, und dazu völlig unterschätzt. Im Grunde ist es so: Schöne Waden sind ein fast sicherer Hinweis auf allgemeine Schönheit. Ganz anders verhält es sich übrigens mit langem, vollem Haar. Nicht selten ist es mir schon passiert, dass ich eine Frau mit herrlicher Haarpracht, mit hüftlangen, dichten und glänzenden Haaren hoffnungsfroh umrundete und in ein mehr als belangloses Gesicht blickte, ja, es war so, als wäre sämtliche Kraft in die Haare geflossen, als hätte die Schönheit sich hinterrücks geballt, und vorne bleibt nichts als ein verlebtes, müdes Gesicht, wahlweise zu platt oder zu schmal,

schlechte, fahle Haut oder ein Ausdruck von Zuwiderkeit, eine Nase wie ein ganzer Kartoffelsack, alte Pickelnarben oder einfach nur mangelnde Intelligenz, was sowieso alles zunichte macht.«

Unruhig hatte ich nach oben geblickt, zu den geschlossenen Fenstern ihres Schlafzimmers gesehen, die direkt über uns gelegen hatten. Hätte ich ihm den Mund verbieten sollen? Vielleicht. Es war feige, es nicht zu tun. Ich sagte nichts.

»Interessanterweise verhält es sich anders bei gelockten Haaren, wie beispielsweise in diesem Fall«, dozierte er weiter in diesem raunenden, lauernden Tonfall, der mich so anzog und zugleich so abstieß, »echte, starke Locken gehören zumeist einem wohlgenährten Körper an – hier wiederum liegt die Gefahr der Dicklichkeit nahe –, gut gepolsterte, rosige Gesichtshaut, selten Unreinheiten, *good in shape*, außer, wie gesagt, es wird zu üppig, was mit fortschreitendem Alter nur zu oft der Fall ist. Sie ist dieser marginale Fall einer englischen Schönheit.«

»Sie ist keine Engländerin«, sagte ich, ich hörte selber, wie kläglich es klang.

»Total egal«, sagte Gösch ungerührt, »eine englische Schönheit hat nichts mit geografischer Herkunft zu tun, es ist ein Archetypus. Eine gute, natürlich blasse Haut mit bezaubernden Sommersprossen, starkes Haar, das man gerne als kastanienbraun bezeichnet, und es stimmt, Bettis Haar hat die Farbe frisch geschlüpfter, seidig schimmernder Kastanien, durch die sanfte Welle glaubt man sogar diese Maserung zu sehen, die die Früchte, fast unsichtbar, überzieht. Was diesen Typus Frau aber vor

allem ausmacht, ist die angenehme Kompaktheit. Alles scheint fest und straff, aber es ist nicht diese übertrainierte und gezüchtete Körperlichkeit, wie sie heute modern ist, sondern – auch hier wieder ist der Grat nur allzu schmal – eine Fülle, die quasi nirgends hängt, sondern strotzt, vor Saft, vor Energie.«

»Sie macht aber Pilates«, sagte ich, und die Tatsache, dass Gösch mich nur unendlich mitleidig ansah, führte dazu, dass ich die völlig idiotischen Worte hinzufügte: »Glaube ich.«

Gösch lachte, »Krischi«, sagte er, »du bist so ein Trottel.« Dann fuhr er fort: »Kaum Cellulite. Gute Durchblutung. Augen von einem hellen Graugrün – ebenfalls typisch, oft allerdings auch blau. Ein flächiges Gesicht, starke Wangenknochen und relativ kräftige Handgelenke, wie auch die Hüften wohlproportioniert sind, und natürlich mit Hintern. Androgynität ist hier nicht, wir sprechen von wirklichen *Popos*«, sagte Gösch, und er konnte »Popos« sagen in einer Art, die einen Hintern so lebendig heraufbeschwor, als wäre er nur wenige Zentimeter von einem entfernt und man bräuchte nur die Hand auszustrecken, um ihn zu umfassen. »Popos, die sich besonders gut machen unter allerlei Geblütem, geblünte Röcke, geblünte Kleider, also dieser *Laura-Ashley*-Romantizismus ganz allgemein, dazu Kaschmirpullover und darunter Blusen, einfarbig oder im *Liberty Print*, im Winter Strumpfhosen in Pastelltönen, in der wärmeren Jahreszeit durchaus das nackte Bein, wie gesagt, solche Frauen können es sich leisten, die Haut ist, gerade in ihrer Blässe, *superbe*, es ist dieses typische aristokratische Understatement, das sich

praktisch an jeder Wade ablesen lässt. Gerne auch Hosen im klassischen Schnitt, aufgrund ihrer Körpergröße wirkt das niemals speckig, Tweed, natürlich – aber unbedingt gut geschnitten, trägt leicht auf –, ich spreche hier vom englischen Typus, und gerade die Engländer schaffen es wie niemand sonst, ihre Vorzüge hervorragend durch entsprechendes Tuch zur Geltung zu bringen.«

Er hatte recht. Er hatte sie gesehen, und er hatte sie verstanden. Wenn Gösch so redete, redete wie ein Sommelier über einen guten Tropfen, hörte er sich an, als lägen hinter ihm Jahrzehnte der Erfahrung mit Frauen, als wäre es der geschulte Blick eines Profis, die Skills eines hungrigen und geübten Liebhabers.

»Du redest wie auf dem Viehmarkt«, sagte ich.

»Man merkt, dass du keine Ahnung hast.« Er stand auf und streckte sich, die Decke war zu Boden gefallen, er beachtete sie nicht. »Man mag sagen, was man will«, bemerkte er abschließend, »ich persönlich bin überzeugt davon, dass Äußerlichkeiten auf den Charakter schließen lassen.«

Damals nahm ich das irgendwie persönlich, damals dachte ich, er wolle mir durch die Blume irgendwas über mich sagen, damals fragte ich nicht nach. Ich fragte nicht: »Und, auf was für einen Charakter schließt du, wenn du Frau Hobbs betrachtest?« Heute würde es mich interessieren. Es würde mich interessieren, ob er mit seiner Einschätzung richtig lag.

Ich selbst jedenfalls komme jetzt, da ich dies niederschreibe, unweigerlich auf seine Worte zurück, ich sitze hier oben am Margarethenkapf und schaue hinunter auf

die Stadt und denke an mein erstes Treffen mit ihr im Café, und wenn ich sie beschreibe, so beschreibe ich sie mit Göschs Worten, ich habe keine besseren für sie.

»Sie müssen Christian sein«, sagte sie und quetschte meine Hand zu Mus, »kommen Sie, wir gehen nach vorne und suchen uns ein Stück Kuchen aus, er soll ganz passabel sein hier.«

Wir gingen hinüber zur Vitrine, sie schwatzte über dies und das, klaubte ein Staubkorn von meinem Revers und schaute von unten zu mir herauf wie eine kleine, schelmische Schwester, sie strich nachlässig durch ihren Wusch an Haaren, schüttelte ihn nach hinten und steckte die Spange wieder fest. Ich schätzte sie auf Ende dreißig, wiewohl sie jünger aussah. »Sie ist der Typ Frau, der mit zwanzig gut aussieht, mit dreißig noch besser und von da an eine reife, überaus erotische Schönheit entwickelt, die mit etwa fünfzig, Mitte fünfzig, ihren Höhepunkt erreicht«, so hatte Gösch das zusammengefasst. Wenn ich das letzte Bild betrachte, das ich von ihr habe, sie und die Kinder, irgendwo in Frankreich am Strand, aufgenommen vor etwa einem Jahr, dann muss ich sagen, dass Gösch auch damit recht hatte. Sie sieht toll aus, und der Zenit ist noch nicht abzusehen.

Wir aßen Trüffeltorte, sie plauderte über Raphael, ihren babyspeckigen Sohn, den großen Garten mit seinen Vor- und Nachteilen (wunderbare alte Obstbäume, windgeschützt, fette Erde, lichtschluckende Bäume, leicht abschüssig) und einen kürzlich verstorbenen Hund

namens Pina Bausch, sie erwähnte ihren Mann und ihren malenden Schwager – »Sie kennen uns alle ja bereits von der Fotografie, nicht wahr?« –, dazwischen trank sie Kaffee, cremte sich die Hände ein und rühmte meinen großen Wuchs, die hohe Stirn (»wie Wittgenstein«), und diesen »alpinen Zug um den Mund«. Wie nebenbei erfragte sie die berufliche Tätigkeit meiner Eltern (ich sagte: »Einzelhandel«), bevorzugte Lektüre (»Kafka« – mit Kafka liegt man erfahrungsgemäß nie falsch, er ist der Code für unverbindlich guten Geschmack, und niemand fragt je genauer nach) und sprach über die Tatsache, dass ihr Haus mein zweites Arbeitsumfeld sein würde, das erste allerdings nach meiner Ausbildung.

»Ich habe mit Robert van der Velden telefoniert – Ihrem Zeugnis entnahm ich, dass Sie auf seiner Schule waren. Ich habe mich über Sie informiert.«

»Natürlich.«

»Er hält sehr viel von Ihnen.«

»Das ehrt mich.«

Sie knuffte mich in die Seite. »»Ein Naturtalent«, sagte er mir, »der wird seinen Weg machen.««

»Das ist sehr gütig von ihm.«

»Du meine Zeit, Sie reden ja wie ein Opa, wie alt sind Sie noch mal?«

»Ich war im Herzen immer schon eher ein Fall für den Seniorenteller.«

Sie lachte dieses »wundervolle Lachen der Großzahnigen« und kratzte den letzten Rest Torte von ihrem Teller. »Ich möchte mich nicht in Ihr Privatleben einmischen, aber wenn Sie denken, damit den Unwägbarkeiten des

Lebens zu entkommen, alle Turbulenzen und unangenehmen Überraschungen zu überspringen, täuschen Sie sich gewaltig.«

»Unwägbarkeiten?«

Sie lehnte sich zurück, griff nach ihrem Foulard und knotete sich das apricotfarbene Stück Seide duftig um den Hals. Die Sonne kraxelte, plötzlich noch einmal ganz behend, zwischen den Wolken hervor und schien nun durchs Caféhausfenster, mäanderte durch ihr tolles Haar, sie hatte Lachfältchen um die Augen, und jetzt, in dem veränderten Licht, sah man erst, wie geschickt die Farbwahl ihrer Kleidungsstücke war: Ihre Bluse, im künstlichen Licht hier herinnen nicht mehr als ein luxuriöses Oberteil, leuchtete nun auf wie Moos in einem Laubwald, nachdem der Regen sich verzogen hatte, ein zugleich aufregender wie geheimnisvoller Vorgang.

»Unwägbarkeiten«, bestätigte sie, »das Leben, die Liebe, das stete Auf und Nieder, Berg und Tal, die vielen hinreichenden Ungewissheiten.«

»Ich bin eher der Typ Langweiler. Keine großen Ausschläge. Ich möchte nur meinen Job machen, Frau Hobbs.«

Sie lächelte, die Fältchen um ihre Augen fächerten sich wieder zu kleinen Plisseeröcken, »Keine großen Ausschläge also, auch gut«, sie holte die Geldbörse aus ihrer Tasche und bezahlte, ich stand auf und half ihr in den Mantel.

Sie wandte sich mir zu, während sie ihr Tuch zurechtsteckte. »Ich hoffe natürlich sehr, Sie neigen dazu, Ihren Job künftig bei uns zu machen.«

»Es wäre mir eine Ehre.«

Sie reichte mir die Hand, und meine eigene fühlte sich sofort wieder eingeschlossen wie in einem Schraubstock. »Ich muss Sie allerdings warnen – ich weiß ja nicht, was Ihnen in Ihrer Ausbildung erzählt wurde –, bei uns geht es jedenfalls eher zwanglos zu, wir sind nicht besonders förmlich.«

»Ich verstehe vollkommen, Frau Hobbs.«

Sie lachte, »Sie sind mir einer«, sagte sie. »Sie sollten vorher selbstverständlich noch meinen Mann kennenlernen – er gilt allgemein als ganz verträglich«, sie lachte wieder, ich lachte mit, und sie lud mich ein, am Samstagnachmittag oben in der Villa vorstellig zu werden.

Sie hakte sich bei mir unter und wir verließen zusammen das Café, traten hinaus auf die Bahnhofstraße, allerhand Krawatten und Deuxpièces eilten wichtig an uns vorbei, diese typische, sachte Wintersonne fädelt sich durch die Häuser, und es roch nach dem Schnee, der bald kommen würde. Sie knöpfte sich den Mantel zu und drehte sich zu mir – jetzt endlich fiel mir ein, an wen sie mich erinnerte: Julianne Moore. Mit diesem immer irgendwie amüsiert wirkenden Zug um Mund und Augen sah sie aus wie die Schweizer Cousine der Schauspielerin. Dieser perfekte Haaransatz. Sollte ich einmal als Frau wiedergeboren werden – Isi hält das durchaus für möglich –, möchte ich unbedingt diesen Haaransatz haben. Julianne Moore, Anne-Sophie Mutter, Bernadette Hobbs, sie alle hatten den Haaransatz meiner Träume. Sie klopfte fröhlich an meinem Jackenärmel herum und richtete mir den Schal und sagte: »Hoffentlich auf gute Zusammenarbeit.«

Ich mochte sie sofort.

3 Der erste Eindruck meines zukünftigen Arbeitsumfelds war äußerst positiv. Ich weiß nicht, wie gut Sie sich in Zürich auskennen, aber von der Goldküste werden Sie schon gehört haben – es ist die rechte, sonnige Seite des Sees, sicher eine der besten Adressen, wenn man das nötige Geld hat und angemessen wohnen will. Dort oder, wie die Hobbs, oben am Zürichberg. Da stehen die großzügigen Villen mit den geschmackvollen Parks drumherum, die Geräusche wirken angenehm gedämpft, die Ästhetik der Gegend bewegt sich irgendwo zwischen Jane Austen und Bettina von Arnim, und es herrscht ganz allgemein so eine Art kultivierte Pfarrhausstimmung.

Zugegeben, als ich durch die stilvolle Pforte in den Garten trat, dessen Beete und Rabatten dem winterlichen Wetter entsprechend mit Tannenzweigen abgedeckt waren, war ich nicht unerheblich irritiert. Der eigentliche, riesige und geschickt angelegte Garten befand sich hinter dem Haus. Hier vorne waren es, neben den saisonal unterschiedlichen Blumen, zwei alte Magnolienbäume, die die Aufmerksamkeit auf sich zogen, und eine Bronzeskulptur von gewaltigem Ausmaß. Sie stand gleich rechts, wenn man auf die Haustür zuing, und beim ersten Besuch zollte ich ihr nur einen flüchtigen Blick. Ich hatte später noch genug Gelegenheit, mir das Machwerk anzusehen, es entstammte den Händen einer Künstlerin, die zusammen mit mehreren anderen ortsansässigen Kunstschaffenden in einer nah gelegenen ehemaligen Kirche ihre Arbeiten ausstellte – es konnte sich hierbei nur um

die von Rosl Fraxner angeschmachtete lokale Künstlervereinigung handeln.

Es war Frau Hobbs natürlich hoch anzurechnen, dass sie aus warmherzigem Interesse sämtliche Vernissagen dort besuchte und das ein oder andere Objekt auch käuflich erwarb, dennoch war ich nicht restlos überzeugt, dass diese Wahl wirklich ideal war. Ein nicht ganz so prominenter Ort der Platzierung wäre vorzuziehen gewesen, beispielsweise der Dachboden. Zunächst überzeugte noch die wirklich effektvolle Größe. Rotkäppchen und der Wolf, das wurde jedem Betrachter sofort klar, das Mädchen – so groß, wie eine etwa Zehnjährige tatsächlich war – trug einen Korb mit dem obligatorischen Gugelhupf und Wein, und der Wolf stand aufrecht auf zwei Beinen vor ihr und überragte jeden Betrachter. Das eigentlich Irritierende war allerdings nicht die bemerkenswerte Größe, sondern das erigierte Glied, mit dem der Wolf bestückt war, und das uns aus dem Märchen so natürlich nicht bekannt ist. Ein merkwürdiger Kauf. Nicht ganz ideal, wie gesagt.

Abgesehen davon war an der Familie Hobbs natürlich absolut nichts Anstößiges und unser erstes Aufeinandertreffen verlief ohne besondere Vorkommnisse, auch wenn Gerome Hobbs es schaffte, mich aus dem Konzept zu bringen.

»Meine Frau sagte, Sie seien ganz neu im Metier.«

»Jean, mein Gott, das klingt, als würde er hier als Prostituierte anheuern.« Sein Bruder – er trug eine Art indische Diensthosenuniform, einen weißen, locker sitzenden Wickelrock sowie eine ebenfalls weiße Tunika, wie ich

sie aus romantischen Bildern orientalischer Lebensart zu kennen glaubte – hatte die Teekanne hochgehoben und hielt nun inne, er sah mich mit schreckgeweiteten Augen an. »Sie sind sich doch im Klaren darüber, dass nur ein Diener gesucht wird, nicht wahr?«

»Ich«, ich schaute ratlos zu Frau Hobbs, sie lächelte und verdrehte die Augen, ihr Mann reagierte mit keiner Miene auf die Äußerungen seines Bruders, er schien mich zu beobachten, ruhig und kühl und auf eine souveräne Art unbeteiligt, mitleidslos überließ er mich den brüderlichen Kapriolen.

Gerome Hobbs servierte während dieses Gesprächs den Imbiss, als gäbe er extra zu meinen Ehren eine Parodie meines Berufsstandes zum Besten, mit weitem Strahl plätscherte er den Tee ein und drängte uns unter großem Bohei die Törtchen auf, als hätte er sie nächtelang selbst fabriziert. Mir war unbehaglich zumute, hätte ich, als Aspirant auf die Stelle im Haus, in dieser Situation kongenial das Tablett übernehmen müssen? Ein einziger Moment in einem realen Arbeitsumfeld schien auszureichen, mich sämtliche Regeln und Gebote van der Veldens und seiner Kollegen in den Niederlanden vergessen zu lassen, wie noch mal meisterte man die ersten zarten Kennenlertreffen mit seinen neuen Herrschaften? Es war alles wie weggeblasen, ich erinnerte mich an rein gar nichts. Ungeschickt wie ein pubertäres Grünohr ließ ich mir den Teller füllen und versuchte erfolglos, eines der Petits Fours mit meiner Gabel zu zerteilen.

Gerome Hobbs warf aus einem halben Meter Entfernung ein Stück Zucker in seine Tasse, dass es spritzte, »Sie

sehen ja, wie dringlich hier ein Mundschenk vermisst wird, mein Bruder sagt zwar immer: »Aber wozu haben wir denn dich?« Aber ganz ehrlich, langsam wächst mir die Sache über den Kopf, klar, ich bin ein Naturtalent – nichts gegen Ihre professionelle Ausbildung auf dem Gebiet –, aber die Leinwand ruft!«

Mir war der Schweiß ausgebrochen, Frau Hobbs zwinkerte mir zu, und Raphael, der an ihrem Knie lehnte, steckte sich elegant ein weiteres Törtchen in den Mund und kaute in Zeitlupe, starrte mich an, er schluckte und sagte: »Papa meint, an Onkel Gerome ist ein großer Künstler verloren gegangen.«

»Ganz bestimmt«, erwiderte ich, ich legte meine Gabel zur Seite und trank einen Schluck Kaffee.

Jean-Pierre Hobbs blickte mich unbeirrt freundlich an, als hätte es das Intermezzo mit seinem Bruder nicht gegeben, und wartete scheinbar auf eine Antwort, ja, sagte ich zu ihm, ganz neu im Metier, mit Ausnahme eines einjährigen Arbeitseinsatzes in einem Privathaushalt, ganz unbedeutend.

»Wenn Sie Privathaushalt sagen«, mischte sich Gerome Hobbs fröhlich wieder ein, er lehnte sich mit seiner Kaffeetasse im Stuhl zurück und rührte kraftvoll, »muss ich immer an Francis Bacon denken.« Absolut ohne jeden Zusammenhang erzählte er an dieser Stelle ausführliche Anekdoten von Bacon und anderen Malern, als wäre er einfach überall dabei gewesen, er war ein wandelndes kunsthistorisches Lexikon und vertiefte sich in die intimen Details seiner verstorbenen oder auch nicht verstorbenen Kollegen mit einer Leidenschaft, die ich bewunderte.

»David Hockney«, bemerkte er, »sagte etwas sehr Kluges – ich vermute, das nur nebenbei, es gilt nicht nur fürs Malen, sondern für alle Bereiche des Lebens. Er sprach über Monet: ›Ich nehme an, er ging mit einer Frage los und fand die Antwort. Wenn man keine Frage im Sinn hat, muss man sich zu viel ansehen.‹ Es treffe auch auf seine eigene Arbeit zu, so Hockney, ›je nachdem‹, fasste er es zusammen, ›wozu du dich entscheidest, das siehst du dann – und ignorierst vieles andere.‹ Könnte man das trefflicher formulieren? Mit einer Frage losgehen und die Antwort finden. So einfach ist das, fertig ist das Meisterwerk.«

Er schaute zufrieden in die Runde, Raphael kaute bedächtig, ich lächelte freundlich, Frau Hobbs wandte sich mir mit liebenswürdigem Gesicht wieder zu, doch bevor sie das Gespräch erneut dezent Richtung Vorstellungsrunde lenken konnte, sagte ihr Mann, der schweigend den Ausführungen seines Bruders gelauscht hatte und nun seine unberührte Tasse wegstellte: »Und mit was für einer Frage gehst du los? Welche Antworten findest du, was siehst du und was ignorierst du? Welche Meisterwerke erwarten uns? Verzeih, wenn die Frage dir impertinent erscheint, interessanterweise haben wir uns nie darüber unterhalten – gewiss liegt es an mir«, er wandte sich zu mir und sagte, als bitte er nicht seinen Bruder, sondern mich um Entschuldigung für seine betrübliche Unterlassung, »ich bin in diesen Dingen schrecklich unbedarft, mein Bruder ist ein großer Künstler, und ich habe nicht die geringste Ahnung von seinen Ansichten, ich weiß praktisch nichts von seinem Werk.«

»Ein beneidenswert unschuldiger Zustand«, sagte Gerome Hobbs unvermindert munter, »wir wollen ihn keinesfalls durch dieses unendlich langweilige Geschwätz über meine geringe Arbeit zerstören. Das Reden über Kunst«, sagte er, während er mir weitere Törtchen aufnötigte, die ich nicht mit Geschick zu essen wusste, »gelingt maximal in der Annäherung übers Anekdotische, alles Übrige ist allenfalls eitles Geschwätz, nicht wahr?«

Ich dachte an Rosl Fraxner und ließ hastig die Tasse sinken, ich stimmte ihm mit vollem Herzen zu und griff, nun viel zuversichtlicher, erneut zur Gabel, um die Petits Fours in Angriff zu nehmen.

»Siehst du«, er legte seinem Bruder über die Sessellehne hinweg die Hand aufs Knie, »der junge Mann interessiert sich nicht für meine Kunst, wir sollten ihn nicht mit meinen kleinen Fragen und nichtigen Antworten langweilen.«

Ich erstarrte, meine Gabel steckte hartnäckig im Mürbeteigboden eines kleinen Erdbeertörtchens, ich stellte den Teller zur Seite und überlegte fieberhaft, wie ich aus dieser höchst unangenehmen Situation wieder herauskäme, wortreich bestritt ich diesen Vorwurf, ebenso wortreich bekundete ich mein wildes Verlangen, alles, einfach alles über sein Werk und Schaffen zu erfahren. »Die Kunst«, sagte ich lauter als nötig, »hat mich schon immer gefesselt.«

»Mein Bruder«, sagte Herr Hobbs mit unbewegtem Gesicht, »ist ein witziger Mensch. Sie sollten ihm nicht auf den Leim gehen.«

Nichts, fuhr ich unvermindert enthusiastisch fort, nichts wünschte ich mir mehr als die vertrauensvolle Einweihung

in das Allerheiligste eines *echten* – ich betonte das Wort »echt« –, eines echten Künstlers.

»Er ist«, sagte Jean-Pierre Hobbs ohne jeden Anflug von Humor, »ungemein gewandt darin, seine Scherze auf unsere Kosten zu machen – sein Esprit bezaubert uns alle immer wieder.«

Echte Künstler, faselte ich, echte Künstler überhöhten das Leben, sie gäben uns Gelegenheit, hinter die Oberflächen zu sehen usw., ich redete mich kurzum um Kopf und Kragen, es war eine peinvolle und nicht weniger peinliche Vorstellung.

Jean-Pierre Hobbs unterbrach mich, »Wappnen Sie sich frühzeitig gegen seine raffinierten Winkelzüge, uns der Lächerlichkeit preiszugeben. Ich für meinen Teil«, er erhob sich und reichte mir unvermittelt die Hand, ich stand ebenfalls schnell auf und nahm meine Serviette vom Schoß, »habe unserem Gespräch nichts mehr hinzuzufügen, man erwartet mich auf dem Platz.« Er lächelte, aber seine Augen blieben unbewegt und aufmerksam, als taxierte er jede meiner Reaktionen. »Willkommen in unserem kleinen Haushalt, meine Frau wird Sie in diesen vielfältigen und komplexen Aufgabenbereich einführen. Auf gute Zusammenarbeit.«

Ich verabschiedete mich mehr oder weniger mit Anstand und blieb stehen, unsicher, ob sein Aufbruch zugleich als Zeichen für meinen eigenen Abschied dienen sollte, und blickte ihm nach. Absolut unpassend hirnte ich darüber, was das bedeutete: »Auf dem Platz«. Auf dem Arbeitsplatz? Tennisplatz, Golfplatz?

Gerome Hobbs hatte seine Aufmerksamkeit nun auf

seinen Neffen gelenkt und unter dem geübten Zugriff seines Onkels verwandelte sich Raphael innert Sekunden in ein Kind, das nicht per se teuer aussah, sondern vielmehr völlig normal und kindertypisch lästig zu laut und zu schnell den Salon durchpflügte.

Frau Hobbs nahm mir wie nebenbei die Serviette ab und hakte sich bei mir unter, während sie mir das Haus zeigte.

»Sie müssen uns ja für Verrückte halten«, sagte sie lachend, während Raphael jaulend auf dem Rücken seines Onkels hing, der trötend wie ein Elefant durch die Zimmer des Erdgeschosses galoppierte.

»Aber nein«, sagte ich, nun wieder ganz bei der Sache, »die unschuldigen Spiele der Kindheit.«

Sie blickte mich von der Seite an, als hätte ich einen Scherz gemacht, verbat sich aber jeglichen Kommentar und öffnete die Türen zu diversen Zimmern und geschickt eingepassten Einbauschränken, lotste mich in den Keller und in die oberen Stockwerke und unters Dach, wo mein neues Zimmer lag.

»Eins noch«, sagte sie zum Schluss, als ich unten in der großen Diele in meinen Mantel schlüpfte und mir den Schal umlegte.

»Bitte.«

»Ihr Name.«

»Kauffmann?«

Sie richtete mir den Schal. »Mein Vater heißt Christian.«

»Robert.«

»Bitte?«

»Ich heiße fortan Robert.«

»Das stört Sie nicht?«

»Ganz im Gegenteil.«

Ich durchquerte den Vorgarten, ging vorbei an Rotkäppchen und dem päderastischen Wolf und machte mich auf den Weg Richtung Polybahn, die mich hinunter in die Stadt bringen würde. Eine Woche später trat ich meinen Dienst an.

4 Nach dem anfänglichen Schreck wuchs mir Gerome Hobbs schnell ans Herz, er war ein lauter, lustiger Mann, unverheiratet und, soweit ich das beurteilen konnte, auch ungebunden. Tatsächlich bestätigte sich diese Beobachtung mit den Jahren, wiewohl gut aussehend, klug und leidenschaftlich und insgesamt meiner Meinung nach außerordentlich anziehend, gab es keine Frau an seiner Seite. Er schien für seine Arbeit zu leben, der er mit dem Eifer eines Workaholics tagtäglich nachging, er war der Familie seines Bruders zutiefst verbunden, er liebte die Kinder – Raphael, und später dessen Schwester –, als wären es seine eigenen.

Frau Hobbs kam aus einer gut betuchten Zürcher Familie, ihr Bruder führte in sechster Generation ein Fachgeschäft für Uhren und Schmuck. Ihre Mutter war einige Jahre zuvor verstorben. Ich lernte ihren Vater, Christian Chappuis, kurz nach meinem Einzug in das Hobbs'sche Haus kennen, ein Typus Mann, dem man mit Vorteil aus dem Weg ging: rechthaberisch, dünkelhaft und vollkom-

men desinteressiert an seinem näheren Umfeld. Ich sage »gut betuchte Zürcher Familie« – nichtsdestotrotz hatte das Ehepaar Chappuis es versäumt, ihren drei Töchtern eine akademische Ausbildung angedeihen zu lassen. Äußerungen ihres Vaters zufolge hielt er es für eine Verschwendung von Ressourcen, wortwörtlich sagte er gern, auch in meinem Beisein: »*S Bernadette cha nünt, s Mari isch nünt und s Ursi würd nünt.*« Das Bernadette kann nichts, das Mari ist nichts und das Ursi wird nichts. Der Schweizer neigt dazu, weibliche Protagonisten zu versächlichen (das Bernadette, aber auch das Mami und das Großi, wenn die Großmutter gemeint ist), eine interessante Eigenart, die ihn, trotz der gemeinsamen alemannischen Sprachwurzeln, auffällig vom Vorarlberger unterscheidet.

Aus dem eher umständlichen Kontakt, der zu ihm bestand, durfte ich schließen, dass sowohl Bernadette Hobbs als auch ihre beiden Schwestern ihm das nie verziehen hatten. Dennoch brachte sie, wie ich der ein oder anderen Andeutung entnahm, einiges an Kapital mit in die Familie.

Jean-Pierre Hobbs und natürlich auch sein Bruder Gerome wurden als Söhne eines amerikanischen Anästhesisten mit Schweizer Wurzeln in den USA geboren und wuchsen nach dem Umzug der Familie in der Ostschweiz auf. Soweit ich das einschätzen konnte, war ihre Reputation, wie soll ich sagen, nicht ganz makellos. Gewiss, der Vater arbeitete vormals in renommierten Kliniken mit entsprechendem Ansehen, später allerdings verließ er seine Frau und seine Söhne, heiratete in eine Westschweizer Weinbauernfamilie ein und hängte den Arztberuf an

den Nagel. Im Weiteren widmete er sich der Pflege des schwiegerväterlichen Weinguts. Die wenigen Male, die ich ihn traf, war er ein wenig nachlässig gekleidet, wirkte aber insgesamt zufrieden, er schien sein früheres Dasein nicht zu vermissen und hatte sich voll und ganz seinem neuen Leben irgendwo in der Nähe zu Frankreich hingegeben.

Seine ehemalige Frau, Cynthia, war eine attraktive Frohnatur, eine Nachfahrin schottischer Auswanderer, die sich in der Gegend von Virginia angesiedelt hatten, sie entstammte, wenn ich das recht interpretierte, den niederen Schichten der Gesellschaft, oder war, wie Gerome Hobbs das schonungslos formulierte, »eine ordinäre Person« und dementsprechend selten zu Gast. Ihre Söhne sahen ihr sehr ähnlich, was wirklich von Vorteil war, Herr Hobbs senior war weder schottisch, noch sah er irgendwie amerikanisch aus, er war einfach nur absolut unattraktiv.

Raphael war zum Zeitpunkt meines Arbeitsantritts im Haus knapp vier, Aurelia kam zwei Jahre später zur Welt.

5 Der Beruf des Dieners ist, so wurde es uns während unserer Ausbildung deutlich gemacht, und ich kann das nur bestätigen, ein weites Feld.

Es ist natürlich ein Unterschied, schrieb ich Isi in einer meiner Mails, ob man als Butler in einem hochkarätigen Hotel oder einem Privathaushalt arbeitet. Wenn man, wie ich, bei einer Familie angestellt ist, kann es vom Bettenmachen, Chauffieren oder der Verrichtung von Reinigungsarbeiten

ten über das Zubereiten kleinerer Mahlzeiten bis hin zu bürokratischen Aufgaben, die denen eines Sekretärs gleichen, alles bedeuten. Der Kontakt zu den Herrschaften kann über Jahre hinweg absolut seriös und unverbindlich sein oder aber den laxen Umgang annehmen, den man mit einer Putzfrau pflegt, die schon seit Jahren ins Haus kommt.

Bis auf das Frühstück kümmerte sich die Köchin Martha um die Mahlzeiten und die Einkäufe – mit gelegentlichen Ausnahmen, wenn sie ihren freien Tag hatte –, für das Bügeln der Wäsche kam dreimal die Woche eine kleine Portugiesin namens Beatriz, um den Garten kümmerte sich ein Gärtner – er war Anhänger der Schule Leopold Karl Theodor Fröbels und ordnete hingebungsvoll das natürliche Chaos, das sich immer wieder Bahn brach, umsichtig bestrebt, keine allzu großen Bodenveränderungen vorzunehmen –, und einmal die Woche wurde Großreine gemacht von einem polnischen Ehepaar, Ewa und Karol, es gab eine Sekretärin für die größeren bürokratischen Aufwände, ihr Name war Ingrid. Der Rest war meine Aufgabe.

Alles in allem lebte ich mich schnell ein. Frau Hobbs nahm sich eine Woche Zeit und begleitete meine sämtlichen Gänge und Tätigkeiten, und ich hatte keine Mühe, mich in den täglichen Ablauf einzufinden.

Ich schickte Isi gerne detaillierte Mails, in denen ich ihm meine Aufgaben beschrieb, als bräuchte er es für ein Protokoll. Ich liebte diese kleinen Episteln, muss aber ehrlich sagen, dass er kaum darauf einging.

Ich beginne morgens mit der Vorbereitung des Frühstücks, Tee, Toast, Eier, ganz klassisch; ich räume das Frühstücks-

zimmer auf, dann die Küche, ich schalte im Waschkeller die Maschinen ein, nehme das Putzzeug mit und arbeite mich hernach von unten nach oben durchs Haus. Ich ordne das Wohnzimmer, werfe einen Blick ins Esszimmer und mache dann oben die Betten, verräume herumliegende Kleidungsstücke. Ich sauge jeden zweiten Tag und wische alternierend sämtliche Böden, ich putze die Badezimmer und die Gästetoilette und räume die Kinderzimmer auf. An manchen Tagen staube ich die Oberflächen ab, an anderen gieße ich die Pflanzen, an wieder anderen sortiere ich den Inhalt der Schränke. Ich bin verantwortlich fürs Putzen der Schuhe und des Silberbestecks, ich halte die Kleider in Ordnung, Schadhafes übergebe ich einer Näherin zwei Straßen weiter. Ich tätige kleinere Einkäufe, besorge frisches Brot oder Spezereien in der Bäckerei Panucci und Obst, Gemüse und Käse oder Schinken auf dem Markt am Bürkliplatz. Ich esse zu Mittag mit Martha und dem Personal, das sich gerade im Haus befindet, und bereite den Tee nachmittags um vier, danach ist mein Dienst offiziell zu Ende, an manchen Tagen arbeite ich allerdings bis spät.

Ich selbst nehme den Tee in meinem Zimmer zu mir, und diese Stunden liebe ich besonders. Ich lese und höre Musik und esse Marthas Gurkensandwiches oder ein Stück ihres Fruchteuchens und es ist eine tiefe Zufriedenheit, die ich empfinde.

Mir gefielen diese klaren und eintönigen Tage, es gefiel mir, dass sie keinerlei Überraschungen bargen, dass ich gefeit war vor (wie Frau Hobbs das so schnell erkannt hatte, damals im Café, aber das schrieb ich Isi nicht) Unwägbarkeiten.

Ja, es stimmte, ich mochte keine Unwägbarkeiten. Ich